Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 241 Bydgoszcz / Bromberg, 20. Oktober 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Einige Rotrüben könnte er nun wirklich für die Kinder kaufen. Er hat Geld, natürlich, er hat Geld bekommen, er bekommt jeden Monat sein Geld jetzt, das hat er denn doch fertiggebracht. Das wäre noch schöner, wenn Michael Grupin das nicht fertigbringen sollte, Geld herzuschaffen. Da kann man gegen den Silving sagen, was man will, da kann Pottojev schimpfen auf ihn soviel er Lust hat, aber Silving ist ein kultivierter Mensch und er versteht, daß ein Standesgenosse wie Michael Grupin, wenn er auch nun Russe ist, nicht einfach überhaupt kein Geld haben soll. Das meinen diese ungebildeten Schweißtiere im kommunalen Arbeitsamt, aber die wissen eben nicht, was ein kultivierter Mensch zum Leben braucht. Da ist Silving, da kann man also sagen gegen ihn, was man will, einfach ein erhabener Mensch. Da braucht Michael Grupin nur immer in den ersten Tagen des Monats zu kommen und dann bekommt er sein Geld. Es ist nicht viel, aber es ist Geld. Es ist wohlverdientes Geld. Denn schließlich geht Michael Grupin nicht umsonst in der Stadt herum und spricht auch mit den Finnen und zeigt ihnen, daß die Russen durchaus nichts gegen die Finnen haben. Aber auch gar nichts. Er sagt es in jeder Wirtschaft und schließlich sind seine Worte nicht zu verachten.

Geld hat Michael Grupin also heute. Es ist nur zu überlegen, ob er so ohne weiteres in den Laden hineingehen kann.

Wenn man es sich richtig überlegt, ist es eigentlich ganz überflüssig, den Kindern etwas zu kaufen. Die Kinder bekommen immer wieder etwas zu essen. Natascha bringt ja doch fast jeden Tag etwas mit nach Hause, sie bekommt bei der Frau Silving immer sehr viel verehrt, diese Natascha! Das ist ein richtiger Goldengel.

Er hat nun Geld. Er kann in die Wirtschaft gehen und sagen: so, jetzt will ich einen Kognak haben! Die werden Augen machen. Einen Kognak! Wenn es dann soweit ist, kommen sie natürlich und sagen: wir haben aber keinen Kognak, werter Genosse, darf es nicht ein Gläschen von dem schönen weißen Schnaps sein, der die Kehle, so heiß macht? Natürlich, wenn sie keinen Kognak haben, wird er einen anderen Schnaps trinken, er hat ja Geld, er wird eben dann dafür zwei oder drei trinken —

Michael Grupin geht langsam von dem Laden weg und biegt um die Ecke ab. Er muß immer wieder ausweichen — ein Leben ist in der letzten Zeit in der Stadt! Und wieviele Fremde man jetzt sieht, lauter Russen. Man hört es und man sieht es. Der Silving hat doch Leben in die Stadt gebracht! Sie ist ja zweimal, ach, dreimal so groß geworden wie vor dem Kriege, es ist eine richtige Stadt geworden, wenn das so weitergeht, wird sie in einigen Jahren hunderttausend Einwohner haben. Da braucht man doch Leute, die denken können, da wird er schon eine Stellung bekommen, Natascha soll sich nur ja keine Sorgen machen. Man sieht doch, daß Silving große Stücke auf Michael Grupin setzt. Sonst würde er ihm doch kein Geld geben.

Michael Grupin bleibt vor dem Eingang der Wirtschaft stehen. Er überlegt sich etwas. Und nun geht er durch den breiten, aber niederen Torbogen hindurch in den Hof. Er will doch sehen, ob Bekannte in der Stadt sind. Es ist immer ganz gut, dies zu wissen, besonders aber, zu wissen, wer es ist. Michael Grupin hat da zwei Gruppen von Bekannten: solche, mit denen er sich wirklich gut und kultiviert unterhalten kann, und andere, bei denen er gelegentlich die traurige Feststellung machen mußte, daß sie seine Gespräche durchaus nicht zu schätzen wissen. Mit diesen will er natürlich nie wieder in einem Raum sitzen.

Es steht nur ein Wagen da. Michael Grupin kann in der Dämmerung die Farbe nicht recht unterscheiden, er kann nicht erkennen, ob es ein „bekannter" Wagen ist. Er geht in den Stall, das macht er gerne. Er liebt den Stallgeruch und hält ihn für sehr gesund. Im Stall brennt bereits eine Laterne. Da stehen zwei Rappen. Die kennt Michael Grupin. Solche Rappen fährt hier nur Yrjö Pellinen. Wie gut genährt diese Pferde sind. Michael Grupin klopft dem einen auf den Bauch. Das rechte Hinterbein fängt unruhig zu scharren an. Michael Grupin geht wieder hinaus.

Yrjö Pellinen war schon lange nicht mehr in der Stadt. Das gibt diesmal mindestens zwei Schnäpse. Michael Grupin wird ihm wieder einige Gedichte aufsagen müssen. Yrjö Pellinen liebt es, Gedichte, alte Volkslieder zu hören. Er ist überhaupt ein richtiger Kerl — man erzählt sich ja Wunderdinge, wie er draußen auf dem Lande arbeitet, wie er in dem von ihm geleiteten Kollektiv als einziger in der ganzen Gegend die Zahlen immer erfüllt und meistens sogar überschreitet. Er ist sogar einmal als Sachverständiger nach Moskau gerufen worden zu einem großen Prozeß. Das war eine Ehre, das war eine Ehre für den ganzen Bezirk. Und das scharfe Urteil gegen die Saboteure war in der Hauptsache seinem Gutachten zuzuschreiben, das stand sogar in der Zeitung, und das war natürlich erst recht eine große Ehre für die ostkarelische Republik, denn da konnten die in Moskau sehen, was hier für ein Geist herrscht. Ein tüchtiger Kerl, dieser Pellinen, wenn das so weitergeht, dann wird er noch Volkskommissar. Er versteht auch, wie man kultivierte Leute behandeln muß. Das versteht er wirklich. Er war zwar auf keinem Gymnasium, er war nur auf einer finnischen Volkshochschule, aber das macht nichts.

Michael Grupin geht vom Hofe aus in die Wirtschaft. Tabaksqualm und Zigarettenrauch hängt an der niederen Decke. Das Licht ist schlecht, ist trübe. Ein paar Arbeiter und zwei Matrosen sitzen an einem Tisch. Es sind Finnen und Karelier. Sie schimpfen. Aber es hört sich in dieser Sprache nicht so hart an wie im Russischen. Die Leute sind weicher. Die Menschen selbst sind weicher, nachgiebiger, leichter zu formen.

Schimpfen hört nun Michael Grupin immer sehr gerne. Da erfährt man immer Neues über die Menschen und über die Dinge. Er setzt sich in die Nähe.

Auf die Russen schimpfen sie. Das ist ja nun sehr nett. Sie sollen sich nur in acht nehmen. Michael Grupin hat sehr gute Ohren, und wenn auch Pottojev ein ungebildeter Mensch ist, so bezahlt er doch manchmal einen Schnaps, wenn er etwas zu hören bekommt. Man wird hier sehr genau aufpassen müssen, schließlich sind die Russen nicht dazu da, daß sie sich von diesen Finnen beschimpfen lassen.

„Heute ging schon wieder ein Schiff ab", sagt ein Matrose.

„Viele?"

„Es werden zweihundert gewesen sein."

„Wohin?"

„Unbekannt."

„Daß der Silving sich das so gefallen läßt?"

„Was soll er machen?"

„Dafür haben wir uns mit dem Mannerheim herumgeschlagen."

„Dafür sind wir aus Finnland hierhergekommen."

Das Schimpfen mündet in bitteres Schweigen.

Michael Grupin schlürft seinen Schnaps. Das ist eine alte Gewohnheit bei ihm. Er kippt das Glas nicht hinunter, er schlürft. Er muß den Schnaps möglichst lange zwischen Zunge und Gaumen spüren. Das hat er sich angewöhnt in Zeiten, wo er selten etwas zu trinken bekam. Da mußte man den Genuß rationieren. Da konnte dann Michael Grupin schon durch ein Glas in die seligste Stimmung kommen. Heute schlürft er etwas schneller. Heute hat er Geld. Und Yrjö Pellinen ist auch in der Stadt. Wenn Yrjö Pellinen kommt, entsteht natürlich eine neue Situation. Er wird sich zu denen da drüben an den Tisch setzen, er setzt sich immer zu Landsleuten, dann muß sich Michael Grupin auch dorthin setzen. Das überlegt er sich ganz genau. Er wird dann etwas sagen müssen. Und bei solchen Gelegenheiten ist es am besten, zu sagen: Brüder, trinkt. Da kann ein jeder dann schimpfen soviel er will, er selbst weiß es hinterher nicht mehr und die anderen auch nicht. Das ist immer am besten.

Da kommt aber nicht Yrjö Pellinen zur Türe herein, da kommt ja Pottojev! Das erschwert jetzt die Situation auf eine ganz andere, auf eine sehr bedeutende Weise. Aber Michael Grupin wird sich auch dieser Situation gewachsen zeigen.

Pottojev setzt sich zu Grupin. Er setzt sich nicht auf den Stuhl, er läßt sich richtig bequem darauf fallen. Und dann stöhnt er, wie eben nur ein Mann stöhnen kann, der es sehr schwer hat, aber mit sich sehr zufrieden ist und hofft, daß die anderen das anzuerkennen wissen.

Am anderen Tische wird das Schweigen noch stummer.

Michael Grupin hat wirklich Glück gehabt, daß er um diese Zeit in die Wirtschaft gekommen ist. Jetzt kann er ja sein Geld überhaupt sparen. Dieser Pottojev ist ja heute ein geradezu gebildeter Mensch. Er sagt nur immer: trinkt! Da hat man ja zum Schlürfen gar keine Zeit mehr.

Jetzt komme der Winter, es werde schon sehr kalt, sagt Michael Grupin. Bei Pottojev spricht man am besten von der Natur.

„Ja, es wird sehr kalt werden" — er trinkt, setzt wieder ab und sagt dann sehr laut: „Für gewisse Leute ganz besonders kalt." Und damit dreht er seinen Kopf zu den anderen und schaut, als ob er sie erst jetzt bemerkt hätte.

Die Arbeiter geben keine Antwort. Sie kennen Pottojev, sie wissen, daß er ein Schwätzer ist, aber sie wissen auch, daß es keinen Sinn hat, mit ihm einen Streit anzufangen. Er ist Mitglied des Zentralexekutivkomitees, freilich hat er nicht viel zu sagen, aber es ist besser, man schweigt.

Michael Grupin aber möchte das genau wissen, er gibt sich mit diesen Andeutungen nicht zufrieden.

„Was meinst du damit?"

Pottojev lacht und klopft bedeutungsvoll auf seine Brusttasche: „Hier!"

Das ist nicht viel. Was kann da schon drin sein? Michael Grupin macht dumme, große, ergebene Augen.

„Morgen um diese Zeit wirst du es wissen!" Pottojev klopft nochmals auf seine Brust, sein Klopfen ist beinahe ein Streicheln.

„Was ist morgen?" frägt Grupin.

„Morgen? Das weißt du nicht? Sonst hast du doch deine Nase überall und du weißt nicht, was morgen ist? Morgen ist Sitzung!"

Sitzung?

Das muß eine besondere Sitzung sein, denn Sitzungen haben sie doch sonst auch, das muß eine ganz bedeutende Sitzung werden, wenn Pottojev so an seine Brust klopft.

Die am anderen Tische gehen. Sie grüßen nicht einmal. Pottojev blickt ihnen mitleidig nach.

Michael Grupin wird unruhig: „Was ist das für eine Sitzung?"

Pottojev schüttelt den Kopf und deutet nur auf seine Brust.

Die Tür geht auf und Yrjö Pellinen kommt herein.

Michael Grupin kratzt sich am Kopf.

„Was ist denn heute los bei euch?" fragt Pellinen und setzt sich zu den beiden. Er hatte Pottojev gefragt.

„Los?" sagt Pottojev. „Los? Gar nichts. Heute ist nichts los. Erst morgen."

„Kein Mensch hat Zeit, alle rennen umher, als ob wer weiß was los wäre, Silving ist überhaupt nicht zu sprechen, da muß doch etwas los sein."

Pottojev schaut Pellinen lächelnd an und zwinkert mit den Augen und sagt dann nur ein sehr langgezogenes: „Ja — a!"

Pellinen bekommt Schnaps und Tee. Er schüttelt unwillig den Kopf.

„Sag einmal, Pellinen, du hast dich in der letzten Zeit ja gar nicht mehr in der Stadt sehen lassen, gibt es draußen so viel zu tun?"

„Immer."

„Jetzt auch noch? Ihr müßt doch schon längst gedroschen haben?"

„Jetzt auch noch."

„Es ist interessant jetzt da draußen, es gibt allerhand zu sehen, wie?"

„Ich sehe nur meine Arbeit."

„Das ist in jeder Hinsicht ein sehr vernünftiger Standpunkt, sozusagen mit dem richtigsten Gesichtspunkt — nur die Arbeit sehen, das ist wirklich sehr vernünftig. Aber du warst ja immer sehr vernünftig, Pellinen, es wäre schade, wenn du nicht ausschließlich auf deine Arbeit sehen wolltest."

„Was willst du jetzt damit wieder sagen, ich kenne dich doch, heraus mit der Sprache!"

Michael Grupin rückt seinen Stuhl etwas zurück und biegt sich mit dem Oberkörper weiter über den Tisch — das ist ein Kerl, dieser Pellinen, der fragt wenigstens, was da los ist, der Pottojev wird ihm jetzt antworten müssen, da kommt er nicht daran vorbei. Das wird interessant.

„Ich meine nur", sagt Pottojev und steckt die Hände in die Hosentaschen und schiebt seine Beine weit von sich. „Man soll sich nicht soviel um andere Dinge kümmern, die einen nichts angehen. Schau dir den armen Pawlov an, der dumme Kerl kann einem eigentlich richtig leid tun —"

„Welcher Pawlov?"

„Ich habe ja gesagt, daß ich dich schon lange in der Stadt vermißt habe, ich könnte dir da allerhand Sachen erzählen, bei uns herrscht jetzt ein Leben, die Leute werden jetzt aktiviert, die haben ja bisher geschlafen. Ich meine nicht, daß alle geschlafen haben, es gab auch welche, die waren sehr wach, aber leider sind sie auf der verkehrten Seite vom Bett aufgestanden, nicht wahr, Michael Grupin? Trink!"

„Pottojev hat recht, er hat wirklich recht, wir fiebern geradezu vor Aktivität, wir haben gemeint, wir seien Murmeltiere und können einen Winterschlaf halten. Das geht aber nicht. Wir müssen wach sein, aber nach der richtigen Seite aufstehen, das hat Pottojev gut gesagt."

„Ich verstehe euch nicht — also, was ist das für ein Pawlov, von dem du da gesprochen hast, und was hat er gemacht, warum tut er dir leid, dir tut sonst so schnell niemand leid, du brauchst dir da gar nichts vorzumachen!"

(Fortsetzung folgt.)

Toskanisches Liebeslied.

Eine Geschichte um Leonardo da Vinci,
von Eva Marianne Saemann.

Breit und im eigenen Golde ruhend, lag die Sonne über der Schenke von Anchiano. Breit und versengend spiegelte sie sich in den Liebesblicken des jungen Piero aus Vinci. Es schien Caterina, der Schenkmagd von Anchiano, als lohe ihr aus dem dunklen Kreis seiner Augen eine Glut zu: Tausend irdische Sonnen waren nicht so zehrender Macht voll. Piero da Vinci — schön, jung, unsagbar jung — Piero da Vinci war nur für Caterina auf der Welt. Er selbst wiederholte es ihr immer wieder. Solle sie ihm nicht Glauben schenken? Den Glauben, den sie bis jetzt nur der Madonna Maria dargebracht, ihr Herz? — Das Herz einer armen Waise, Schenkmagd in Anchiano, was konnt' es ihm nützen? Ihre Stimme klang klar, fast hart in den glutleuchtenden Sommertag, als sie ihm diese Gedanken preisgab. Piero sah das strenge, verschlossene Mädchengesicht. Scharf hob es sich aus dem weichen Blau-Grün der Rebberge Toskanas. Der junge, lachende Piero fühlte, das Mädchen war stärker als er, nie würde sich ihr klopfendes, kleines Herz ihm ergeben. Da — — war's der schimmernde, sommerduftende Wein, war es die Sonne über Toskana selbst, die mit ihm sich in sein Blut ergoß? Ja! Die Sonne über Toskana war ihm hold gewesen in diesem Augenblick. Ihr Feuer glühte auf in seinem roten Blut: „Fischlein, scheues, kühles Fischlein Caterina —", der Mann zog das Mädchen zu sich, eine gold-flimmernde Haarsträhne hatte er lose um den kleinen Finger geschlungen, den er gekrümmt hielt wie einen kleinen, lebendigen Haken: „Nun ist des kühlen Fischlein's kühles Haar zur goldenen Angelschnur worden!" Da löste sich die harte Kante der gepreßten Lippen: die ernste Caterina, Schenkmagd in Anchiano, lächelte — — — Ganz von weit her kam dieser Schein auf Caterinas Gesicht. Als stiege er aus einer einzigen unbedachten Spalte in dem harten Berggestein des Herzens. Oder als habe der Wind, der über die wiesenweite Schönheit Toskaniens wehte, den unnennbaren Zauber der Landschaft in dieses Lächeln getragen — — — „Piero", flüsterte das Mädchen, ihr Wort war so leise, daß der Mann das zitternde Klatschen ihres derben Leinenrockes hörte, der um die nackten Beine schlug, „Piero! Komm heute um den Mittag zu den Oliven im Gras an der Ruine, dort hoch" — sie wies mit der braunen Hand in das Blaue des Himmels. „Da will ich dir mein Herz schenken!" Auf ihrem strengen, einfachen Gesicht blühte noch immer jenes erschütternd-schöne Lächeln.

*

Caterina hatte ihr Herz verloren. Das einzige, was dieses Mädchen, das einsam, nur sich selber, in der Schenke gelebt hatte, außer seiner Schönheit noch sein eigen nannte. Dachte sie an jenen Mittag zwischen den sonnenheißen Steinen des alten Schlosses, an den Duft von Glut und Wärme, der aus jedem Halm, jeder Blume aufgestiegen war, an die weite, weite Ebene zu ihren Füßen — — so schien es ihr, als sei es nicht Piero da Vinci gewesen, der sie geküßt. Es war die Sonne selbst, die ihr kühles Herz mit sengender Flamme verzehrte. Caterina wußte, daß an der Stelle, an der ihr Herz geschlagen, ein neues wurde: ihr und Piero da Vinci's Kind. — So hatte sie doch nicht ihr Herz verloren — — Und Caterina lächelte in die leuchtenden, farbetrunkenen Tage hinein, Piero da Vinci entgegen. Es schien den beiden die Erde schöner als alle Himmel, die sich darüber wölbten!

*

Um diese Zeit geschah es, daß Ser Antonio, der Notar, sich in seiner Villa unten in Vinci besann, auf das, was die Leute schwatzten: „Das Schenkmädchen in Anchiano ist wie die Nacht, finster und schön. Ihr Lächeln aber ist wie die Sterne — —!" Und es schien dem Alten, sein Sohn „nachtwandle" mehr, wie er es sich bitter lachend eingestand, als daß er nach den Vögeln schoß, wie Piero es vorgab. Es kam der Tag, an dem stieg das Bauernmädchen aus Vinci in sein Heimatdorf hinunter. Nicht zu Einkäufen wie sonst oft. Mit schlafwandlerisch, willenlosem Schritt ging sie den Weg zur Villa des Ser Antonio.

Vorher hatte Piero ihr noch aufgepaßt, ehe sie das hohe, vornehm-kühle Eisentor seines Vaters öffnete. Er hatte sie mit in den Garten gezogen. „Caterina, mein Vater will dich dem Accattabrigha di Piero del Vacca zur Frau geben! Dem Vacca, du weißt — o Gott, Caterina! —, der seine erste Frau zu Tode prügelte." Der junge Piero schlug beide Hände vor das frauenhaft-zarte Gesicht und stöhnte auf: „Ich soll nach Florenz kommen. Eine andere heiraten! Caterina — —", es klang wie ein Todesschrei. Der junge Mensch bäumte sich auf gegen die Gesetze seines Vaterhauses, die doch durch sein ganzes Sein verwurzelt waren und ihm allein Stütze gaben. Das Mädchen fühlte dies alles dumpf, fast teilnahmslos. Nur als er, um ihr schwachen Trost für ihr Leid zu geben, sagte, daß auf ihren Namen nun keine Schande fallen würde, daß der Name des fremden Mannes bei der Geburt des Kindes schon der ihre sein würde, sah sie wie erwachend auf. Mit einem unergründlich traurigen Blick nickte sie ihm entgegen: „Was kümmert mich meine Ehre — — —!"

Der entsagend-wegwerfende Klang dieser Worte traf Piero ins Herz. Er kannte ihren Stolz. Caterina stand vor ihm auf dem kurzen Rasen, mitten zwischen kostbarem, fremdländischem Strauchwerk des väterliches Parks. Sie stand dort wie eine unerhört schöne Blume, deren Einfachheit die Welt staunen macht. „Was kümmert mich meine Ehre!" wiederholte sie noch einmal wie erstaunt, etwas längst für sie Feststehendes laut auszusprechen. „Nur du kümmerst mich, du allein, Piero da Vinci!" Ihr ernstes Gesicht blühte noch einmal auf in dem leuchtend-fernen Lächeln, das nur sie allein hatte und von dem die Leute schwatzten, es sei wie die Sterne in der Nacht.

Das war das letzte Mal, daß der junge Piero seine Liebste sah . . .

*

Von der Stunde ab, da das Mädchen dem alten Accattabrigha di Piero del Vacca da Vinci als Weib folgen mußte, war es, als verblaſſe ihre Jugend, ihre Schönheit, das letzte Eigentum. So ging das Geschwätz der Leute von Vinci. Aber es war ganz anders im Grunde! — Gewiß, es stimmte, daß ihr Haar matt wurde, seit Piero nicht mehr seine Hände darin kühlte, daß in ihren Augen das Leuchten erstarb, seit sie sich nicht mehr an der verborgenen Sonne in Pieros Blicken entzünden konnten. Aber Caterina wußte, ihre Schönheit fiel nur zurück in sie selbst, fiel dahin, wo auch ihr Lächeln nun auf immer ruhte, in den kleinen, stillen Brunnen: in das Herz ihres Kindes. — Für das Weib des Piero del Vacca war das Leben erloschen.

*

Es war ein weicher, zart-grüner Frühlingstag. Caterina ging mit hilflos-großen Schritten den zerfurchten Ackerweg entlang. „Caterin!" rief eine mürrisch-keifende Stimme hinter ihrem gebeugten Rücken her „Caterin', daß du nicht wieder den Maultierdung vergißt! He, dumme Trulle, gib acht, daß du nicht noch den Kopf verlierst!" Und etwas gedämpfter, doch immer noch so laut, daß die Weiber auf den Feldern die Köpfe reckten, klang es ihr nach: „Na, wär' auch nicht schad' drum, um deinen Flatterkopf, deinen liederlichen Luderkopf!" Das war Caterinas Mann. Mechanisch tat sie ihre Arbeit. Als die Sonne tiefer sank, ließ auch sie die Hände sinken. Da fiel ihr Blick auf ein Bild, das zwischen den kleinen, kurzen Frühlingshalmen der Felder stand. Eine Madonna, — lange hatte sie nicht mehr danach aufgeschaut.

Plötzlich aber stieg in ihr eine Glutwelle hoch, ein verzehrend-heißer Strom trieb ihr durchs Blut, klopfte, wirbelte, peitschte durch sie hindurch, pochte in jeder Ader. Sie stürzte auf die zerfetzten Ackerschollen des Landweges hin, richtete sich mühsam auf, klomm auf das Bild zu. Dann stand sie plötzlich hoch und aufgereckt davor, um sie lag ein verwehter Stolz. „Madonna!" krampfte ihr Herz sich zusammen. „Madonna, wenn nun mein Kind geboren wird, laß' alle Welt sehen, daß es nicht del Vacca's Kind ist. Ich weiß, es wird bald sein, morgen vielleicht — — — Maria, Maria, alle die Schönheit Piero da Vincis und alles, was ihm schön war an mir, gib dem Kinde. Laß es aufbrechen in seinem kleinen Herzen. Alle Welt soll sagen: Seht, wie schön war doch die Liebe Piero da Vincis zu Caterina!"

Und es war dem Weibe, als töne aus dem blutroten Marienherzen auf dem Holzbilde — eine Stimme: „Knie vor mir und lächle noch einmal so, wie du so oft in Pieros Augen hineingelächelt hast, so mußt du in mein durchstoche-

nes Herz schauen!“ — „Nein“, bäumte sich das Weib, „nein, nie werde ich so wieder lächeln — ich kann nicht!“

Aber die junge Maria neigte sich zu ihr herab: „Caterina, wenn du heimkommst, werden dich die Wehen schütteln. Dein Kindlein wird ein Sohn sein. Du wirst ihn Leonardo heißen. Du brauchst nicht in mein blutendes Herz hineinzulächeln. Sieh in die Augen deines neugeborenen Kindes! Dein Lächeln, das er suchen muß in allen Menschen, die ihm auf Erden begegnen werden, wird ihn unsterblich machen.“

Caterina aber dachte nur an jene Stunde, da ihr eigenes Lachen sie bezwungen: an das Wort Pieros: „Kühles, kühles Fischlein — —“ und an den blauen Himmel über dem toskanischen Schloß —. Und sie stand auf und ging nach Hause.

*

In der dunklen Stube gebar sie ihren Sohn: Leonardo da Vinci. Als er zuerst seine Augen aufschlug, begegnete ihm das Lächeln seiner Mutter. Ein Schein war es, der von weit her kam, der aufquoll aus einer kleinen, unbedachten Spalte in dem Felsgestein ihres Leides. Ein Schimmer, der fein war und zart wie ein Frühjahrstag, wenn er erst dämmert. Der kleine Leonardo, der blond und flaumig in seiner Holzwiege lag, ahnte noch nicht, daß ihm seine Mutter den Weg wies zur Unsterblichkeit.

Auch als sein Vater, Piero da Vinci, ihn später zu sich in das Haus seiner Eltern nahm, wußte er noch nichts von dem Lächeln der Mona Lisa — — —

Vom Regenwurm und vom Maulwurf

Von Arnold Kornfeld.

Die Regenwürmer gehören wohl zu den am meisten verfolgten Tieren. Törichte Menschen klauben sie beim Umgraben des Gartens sauber heraus und werfen sie dem Geflügel vor; Raben und Stare folgen dem Flug des Bauern und verspeisen die wehrlosen Tiere, und der Maulwurf verfolgt sie bei Tag und Nacht. Dabei ist der Regenwurm ein wahrer Wohltäter der Menschheit. Schon Darwin hat ihm vor Jahren ein eigenes Werk gewidmet. Er berichtet darin: Die Regenwürmer eines einzigen Hektars Ackerland bewegen jährlich durchschnittlich 40 000 Kilogramm Erde. Darin liegt aber bereits ein Teil der Bedeutung dieser Tiere. Jede Erde des Ackerbodens hat wohl schon einige Male den Körper von Regenwürmern passiert, so daß der Regenwurm geradezu zu den Bildnern unseres Kulturbodens gehört. Ein anderer Forscher kommt auf Grund seiner Berechnungen zu dem Ergebnis, daß die gesamten Regenwürmer eines Ackers Jahr für Jahr imstande seien, jährlich die Hälfte der Krume zu bewegen. Wer einmal einen Regenwurm bei seiner Arbeit beobachtet hat, muß zugeben, daß sich dieses Tier sozusagen durch die Erde hindurchfrißt, indem es dabei Teile seines Ringelleibes abwechselnd zusammenzieht und ausdehnt. In seine Gänge zieht der Wurm Blätter, umhüllt sie mit Schleim und verwandelt sie nach erfolgter Verwesung in Nahrung. Dies aber ist noch nicht alles. Man hat festgestellt, daß die Regenwürmer den Boden, der durch ihre Verdauungsröhre geht, in einen für die Pflanzen leicht verdaulichen Zustand bringen. Ferner ist es erwiesen, daß mit der Erde von den Regenwürmern natürlich auch Bakterien verzehrt werden. Diese gehen nun merkwürdigerweise im Schlund des Regenwurms nicht zugrunde, sondern vermehren sich dort außerordentlich, so daß die am Hinterleib der Regenwürmer austretende Erde viel reicher an Bakterien ist als vor dem Durchgang durch den Wurmleib. Bei der Ölbohnenernte fanden sich an den Wurzelknöllchen der Pflanzen sitzend massenhaft Regenwürmer so festgesaugt, daß sie selbst beim Ausreißen der Pflanzen nicht abfielen. Die Knöllchen waren durchlöchert und zum Teil in Zersetzung begriffen. Es wurde der Kot der Regenwürmer untersucht, er war außerordentlich reich an Knöllchenbakterien. Bei der großen Bedeutung gerade dieser Bakterien ist die Arbeit des Regenwurmes auch in der Beziehung durchaus segensreich. Hinzu kommt noch, daß der Regenwurm durch seine Wühlarbeit Luft in die Erde bringt, die für die Bakterien notwendig ist. Welche Arbeit müssen aber erst jene Riesenwürmer der Tropen leisten, die eine Länge von 2 Metern und eine Dicke von 3 Zentimetern erreichen und die Kothaufen von 30 Zentimetern Höhe über ihren Einschlupflöchern ballen.

Der Maulwurf ist wohl der ärgste Feind des Regenwurms, dem er eifrig nachstellt. Der Maulwurf wurde bis vor kurzem zu den unbedingt nützlichen Tieren gerechnet. Nach den Forschungsergebnissen der letzten Jahre kann man dem aber nicht unbedingt zustimmen. Wenn der Maulwurf früher als Vertilger von Engerlingen angesehen wurde, dem man nachsagt, daß er das Eineinhalbfache seines Körpergewichts täglich verzehre, so stimmt dies wohl an und für sich, aber genaue Untersuchungen haben ergeben, daß seine Hauptnahrung Regenwürmer sind. So fand man im Magen von Maulwürfen größtenteils Regenwürmer; aber auch das Winterlager war mit solchen reichlich ausgestattet, denen er den Kopf abgebissen und sie dann in diesem Zustand eingelagert hatte. Nach den heutigen Anschauungen ist der Maulwurf daher als ein Schädling zu betrachten und seine Tätigkeit höchstens in Baum- und Rebschulen sowie in Weingärten, die stark unter Engerlingfraß zu leiden haben, gerechtfertigt.



Bunte Chronik



Reklame auf Grabsteinen.

Auf dem Friedhof von Ohio (USA) sieht man zahlreiche Grabsteine, die von gewinnsüchtigen Firmeninhabern zu Reklamezwecken benutzt werden. Die Familie der Begrabenen bekommt eine reiche Unterstützung, und alle sind zufrieden. Auf einem Grabstein z. B. kann man folgende sinnreiche Inschrift lesen: „Hier ruht Annie Hawkins. Sie ist gestorben aus Ärger darüber, daß sie ihre Schönheit verloren hat. Sie wußte nämlich nicht, daß sie sich jeden Abend das Gesicht mit H. S. Cartes & Co.'s Creme einreiben sollte. Diese Creme bekommt man in jeder Drogerie und in jeder Apotheke.“ Auf einem anderen Stein ist zu lesen: „Hier schläft Joe Baustam den ewigen Schlaf. Der Tod hat ihn der Firma Baustam & Chepp entrissen, wo zur größten Zufriedenheit aller Kunden billige Gardinen und Stoffe verkauft werden.“



Lustige Ecke



An die Wand gemalt.



„Ich versuche nur, es ein bißchen anheimelnd einzurichten!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.